

Marcus Weible und Axel B. Kunze

Queergottesdienste:

Neue Formen der Spiritualität oder
(nur) Wohlfühlabend der einsamen Herzen?

Workshop auf dem Kongress »Communio Sanctorum«

DIE DOKUMENTATION des gleichnamigen Workshops auf dem bundesweiten ESG-Queerkongress »Communio Sanctorum – Gemeinschaft der Heiligen. Kirche und Queer-Community« am 16. November 2002 in Berlin¹ folgt den vier Verlaufsschritten der Arbeitsgruppe:

- Wer kommt zum *Queergottesdienst*?
- Wie hat sich der Aufbau des Nürnberger *Queergottesdienstes* vollzogen?
- Wie lassen sich die dabei gemachten Erfahrungen theologisch deuten?
- Welche Perspektiven ergeben sich aus der Diskussion auf dem Workshop?²

Der Workshop reflektiert Erfahrungen aus dem monatlichen Nürnberger *Queergottesdienst – nicht nur für Lesben und Schwule*, der im März 2001 begonnen wurde.³

1. Wer kommt zum *Queergottesdienst*? – religionssoziologischer Zugang

Zu Beginn des Workshops »stellten sich drei Besucher vor«, die mehr oder weniger regelmäßig am monatlichen *Queergottesdienst* teilnehmen.

¹ Vgl. W. Perlak, Queergemeinde als »communio sanctorum«, in: HuK-Info Nr. 147 (Januar-März 2003), S. 60 f.

² An dieser Stelle danken wir sowohl den Veranstaltern für die Einladung nach Berlin und ihr Interesse am Nürnberger Gottesdienstprojekt als auch den Workshop-teilnehmerinnen und -teilnehmern für die äußerst angeregte Diskussion.

³ Weitere Information unter <http://www.queergottesdienstnuernberg.de>.

1.1 Der (evangelische) »Sucher mit der Bibel«

»Hallo, ich bin Ch. Besonders religiös ist man bei mir zuhause nie gewesen! Die Familie ist evangelisch, aber die Kirche spielt für meine Eltern keine große Rolle. Ich bin in diesem Zusammenhang die ›große Ausnahme‹. Der Religionsunterricht hat mir Spaß gemacht – trotz schlechter Lehrer ... Stecke ich in einer Lebenskrise, dann bete ich zu Gott. Die Antwort auf meine Fragen versuche ich der Bibel zu entnehmen.

Dass ich schwul bin, wusste ich eigentlich schon immer. Zu einem Coming-out vor den Anderen habe ich mich aber trotzdem nie durchringen können ... Schlimm wurde es dann aber vor einigen Jahren, als ich mich unglücklich in einen Kollegen verliebt habe. Ich fühlte mich allein gelassen und begann, in schwere Depressionen zu verfallen.

Trost fand ich bei Jesaja Kapitel 18, Vers 14: ›Ich bin der heilige Zufluchtsort, aber ich bin auch der Stein an den man sich stößt!‹ Dies gab mir die Gewissheit, dass die momentanen Schwierigkeiten sinnvoll und notwendig sind. So konnte ich weitermachen.«

1.2 Der (katholische) »spirituelle Wanderer mit Kirchenutopie«⁴

»Servus, ich bin M. und möchte mich ebenfalls kurz vorstellen. Ich bin katholisch, 33 Jahre alt und arbeite als Verwaltungsbeamter. Privat führe ich eine schwule Partnerschaft. Mein Freund lebt in Würzburg. Ich selbst wohne in F., das liegt in Oberfranken, so ungefähr zwischen Erlangen und Bamberg.

Nein, aufgeben will ich diese Kirche nicht. Aber so weitergehen kann es auch nicht. Die Aktionen der Bischöfe werden immer unerträglicher, die lehramtlichen Stellungnahmen sind nur noch lächerlich. Wer soll so etwas denn noch ernstnehmen. Man muß sich ja fast schämen, noch katholisch zu sein.

Und vieles sind doch nur Feigenblätter. Zum Beispiel der Pfarrgemeinderat: Das hat doch keinen Sinn, sich dort zu engagieren, wenn der Pfarrer

⁴ Den religionssoziologischen Ausführungen (ausgenommen die Punkte 1.1 und 1.3) lag ein interdisziplinäres Forschungsprojekt über spirituelle Orientierungen in Oberfranken zugrunde, bei dem fünf »Profilgruppen religiöser Orientierung im Verhältnis zur jeweiligen Kirche« herausgearbeitet worden waren. Vgl. folgende Kurzfassung der wichtigsten Ergebnisse: C. Boching, Die unsichtbare Religion in der sichtbaren Religion. Zur Alltagsreligiosität evangelischer und katholischer Christen in Franken, in: M. Heimbach-Steins (Hg.), Religion als gesellschaftliches Phänomen. Soziologische, theologische und literaturwissenschaftliche Annäherungen (Bamberger Theologisches Forum; 3), Münster (Westf.) u.a. 2002, S. 27-43, hier v. a. S. 37-41. Die religionssoziologischen Profile wurden für den Workshop in Monologe umgesetzt und mit konkreten biographischen Hintergründen gefüllt; Ähnlichkeiten mit realen Personen sind nicht beabsichtigt und auf jeden Fall zufällig. Die übrigen Profile sind ergänzend im Anhang wiedergegeben.

letztlich doch machen kann, was er will. Es muß andere Wege geben, diese Kirche zu verändern! –

Kirche ist für mich nicht mehr die Gemeinde im Ort. Ich fahre öfter in kirchliche Bildungshäuser, wenn dort interessante Vorträge oder Veranstaltungen angeboten werden. Außerdem sind mir Klöster wichtig geworden; so ein paar Tage im Jahr etwas zur Ruhe zu kommen, das tut unheimlich gut. Dort treffe ich auf Menschen, die ähnlich denken wie ich. Ich erlebe auch mehr Offenheit als in der normalen Gemeinde. Mit meiner Lebensform habe ich bisher noch keine Probleme erlebt – ganz anders als in der verstaubten und überalterten Pfarrei, in der ich wohne.

Dort komme ich mir richtig fehl am Platze vor, so hoch ist inzwischen der Altersdurchschnitt geworden. Und alles dreht sich nur um Familien oder Senioren. Wenn man aus der Jugendarbeit herausgewachsen ist, gibt es für Leute wie mich keine Angebote mehr.

Und es gibt noch etwas Anderes, das mir sehr wichtig geworden ist: Einmal im Monat fahre ich nach Nürnberg zum Queergottesdienst. Der ist zwar evangelisch, aber die Konfession spielt heute keine Rolle mehr. Eucharistie oder Abendmahl: Das sind doch beides nur verschiedene Formen, die eben historisch entstanden sind. Im Grunde passiert bei beidem dasselbe. Da können die Bischöfe vor dem ersten Ökumenischen Kirchentag noch lange darüber streiten, ob der gemeinsame Kommunionempfang erlaubt sein soll oder nicht. In Nürnberg machen wir das einfach!

Die Bischöfe können sich aufregen so viel sie wollen. So leicht werden sie mich nicht los. Mit dem Queergottesdienst in Nürnberg verändern wir diese Kirche. Wir bauen einfach eine Gemeinde auf, die unseren Vorstellungen von Kirche und Glaubensgemeinschaft entspricht.«

1.3 Der Freikirchler »zwischen den Stühlen«

»Hallo, ich bin W. Mein Leben verlief 47 Jahre lang ziemlich gleichmäßig. Im Grunde habe ich dem entsprochen, was andere von mir erwarteten, ohne groß Kritik an ihnen, an mir oder den Umständen zu üben. Ursprünglich war ich katholisch, bin aber später zur evangelischen Pfingstgemeinde übergetreten. Dort habe ich auch meine Frau kennen gelernt. Die Kinder – zwei Mädchen und ein Junge – kamen ganz automatisch. Wir wollten die Musterfamilie vorleben: Die Woche brachten wir im Bibelkreis, bei der Gottesdienstvorbereitung und mit Gebeten zu.

In den 17 Jahren meiner Ehe durchlebte ich ein Tief nach dem anderen: Ich wurde immer depressiver und litt unter den verschiedensten Krankheiten. ›Ursache: psychosomatisch‹, lautete die Diagnose des Arztes. Im Rahmen eines Kuraufenthaltes wurde mir schlagartig bewusst, dass ich auf Männer stehe. Mein ganzes bisheriges Leben hatte ich mich vor mir selber und vor den anderen versteckt!

Wie meine Familie darauf reagierte? Katastrophal! Von meiner Gemeinde habe ich kürzlich diesen Brief erhalten:

›Lieber W.!

Mit großer Traurigkeit bestätigen wir Dir hiermit Deinen Austritt aus dem Christlichen Zentrum. Als Gemeinde sind wir betroffen von Deiner Lebensentscheidung, die Deine Familie und Deine geistliche Familie – die Gemeinde – sehr berührt.

Wir hatten die Hoffnung, dass Du mit Gesprächen Deine Gedanken an der Bibel überprüfen und ggfs. wieder ausrichten willst. Die Tatsache, dass Du die Gespräche nun doch nicht führen willst und Deine Kontakte in die homosexuelle Szene scheinbar weiter aufrecht erhältst, wirft bei uns die Frage auf, ob Du nicht schlichtweg einen einfachen Weg aus deinen sozialen Beziehungen suchst und unbequemen Fragen ausweichen willst. Wenn das der Fall sein sollte, müssen wir Dir leider sehr deutlich sagen, dass Du Dein Heil in Jesus Christus verloren hast. Dann bist Du kein Christ mehr! Die Bibel lehrt unmissverständlich: (...) [Anm.: es folgen zwei Zitate aus 1. Korinther 6, 9 und Römer 1, 26 f.]. W., denke welcher hohen Preis Du dabei bist zu bezahlen: Du wirfst Deine Ewigkeit mit Gott weg, ganz gleich welche frommen Worte, Segenswünsche oder theologischen Verdrehungen Dein Herz erfüllen und über Deinen Mund kommen. Wir warnen Dich als Gemeinde im Namen Jesu.

Wir bitten Dich als kommissarische Leitung im Auftrag der Gemeinde: Kehre um!«

Drei Profile, drei Lebens- und Glaubenswege, drei verschiedene Wege, Kirche zu erleben und zu leben.

2. Queergottesdienst – nicht nur für Lesben und Schwule – beispielhafte Erfahrungen aus Nürnberg

2.1 Allgemeines

Der *Queergottesdienst – nicht nur für Lesben und Schwule* in Nürnberg begann im März 2001 und findet seitdem kontinuierlich einmal im Monat statt – jeweils am dritten Sonntag um 19.00 Uhr in der Heilig-Geist-Kapelle am Hans-Sachs-Platz. Anschließend gibt es noch ein Beisammensein im Foyer der benachbarten Evangelischen Studentengemeinde (ESG). Die Resonanz war von Anfang an sehr stark: Die Zahl der Mitfeiernden ist zwar schwankend, hat sich aber auf sechzig bis achtzig Teilnehmerinnen und Teilnehmer pro Gottesdienst eingependelt. Frauen und Männer sind zu gleichen Anteilen vertreten. Die meisten Besucher kommen aus der Altersgruppe der Dreißig- bis Sechzigjährigen. Über die konfessionelle Zugehörigkeit der Teilnehmer

haben wir keine verlässlichen Anhaltspunkte, doch dürfte mindestens die Hälfte katholisch sein, während der »Rest« der evangelischen und der altkatholischen Kirche angehört bzw. »bekenntnislos« ist. Der Gottesdienst folgt in Form und Aufbau dem evangelischen Abendmahlsgottesdienst.

2.2 Warum kommen die Leute in den Gottesdienst?

Diese Frage lässt sich nicht einheitlich beantworten, weil hinter jedem Besucher eine individuelle Biographie steht. Doch haben wir die – in unseren Augen wichtigsten Beweggründe – in Oberpunkten zusammengestellt.

a) *Homosexualität und Gottsuche*

Mit dem Coming-out sind sich viele Homosexuelle über ihre Lebensziele nicht mehr im Klaren. Viele verspüren ein Gefühl der Leere und der Isolation. Indem sie sich mit ihrem lesbisch-/schwulsein Gott bzw. der Kirche anvertrauen, erhoffen sie sich eine neue Perspektive und die Kraft, ihr Leben wieder »in den Griff« zu bekommen. Es muss jedoch betont werden, dass es sich hierbei fast ausschließlich um Menschen handelt, die einem »kirchen-treuen« Umfeld entstammen. Sie gewannen im Laufe ihres Lebens – sei es durch Familie, Gemeinde oder durch eigene Erfahrungen – einen positiven Zugang zu »ihrer« Kirche. Insgesamt stellen sie in der großen Gruppe der Homosexuellen eine Minderheit dar.

b) *»Kirche statt Klappe«*

Diese – zugegebenermaßen überspitzte – Formulierung könnte einen weiteren Beweggrund darstellen, warum der *Queergottesdienst* ankommt: Manche Besucher haben eine Scheu vor der lesbisch-schwulen Szene, die als kalt, oberflächlich und einseitig »sexorientiert« beschrieben wird. Sie erwarten einen neuen sozialen Rahmen und andere Themen. Diesem Bedürfnis entspricht in ihren Augen der regelmäßig stattfindende *Queergottesdienst*. Das kirchliche Umfeld – ebenfalls pointiert gesagt – bürgt für Qualität.

c) *Gefühl der Gemeinschaft*

Dieser Punkt deckt sich im Wesentlichen mit den schon angesprochenen Motivationen: Viele Besucher wünschen sich – gerade wenn sie noch ganz am Anfang ihres Coming-outs stehen – eine Person oder Gruppe, die ihre Probleme teilt und bei der sie sich aufgehoben fühlen. Auch hier bürgt die Kirche – aus der Sicht des ihr nahe stehenden Homosexuellen – für ein positives soziales Umfeld und »Angenommensein«.

2.3 Was finden die Leute im Gottesdienst?

a) Themen, die der konventionelle Gottesdienst nicht anspricht

Bei genauer Betrachtung weist der Nürnberger *Queergottesdienst* keine nennenswerten Unterschiede zu dem in jeder beliebigen Gemeinde stattfindenden »normalen« Gottesdienst auf. Der Ablauf hat einen »studentischen Charakter«, erinnert also stark an den Gottesdienst in der ESG. Die Themenwahl ist nicht einseitig auf spezifisch lesbisch-schwule Probleme verengt. Überhaupt fällt auf, dass dieser Punkt eher einen maßvollen Rahmen einnimmt. Wirklich plakativ waren bisher nur die Predigten, welche die Auseinandersetzung mit schwulenfeindlichen Bibelstellen zum Thema hatten.

b) Gefühl der Gemeinschaft

Das oben beschriebene Gefühl der Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit wird im Rahmen des Gottesdienstes tief empfunden. Hierin dürfte der Hauptgrund für die ungebrochene »Popularität« des *Queergottesdienstes* liegen. Immerhin handelt es sich um die einzige lesbisch-schwule Veranstaltung im Nürnberger Raum, die durchgehend gut besucht ist und über eine Art »Stammpublikum« verfügt!

Allerdings lässt sich diese Stimmung nicht aufrechterhalten. Schon im sich anschließenden »Socializing« – das dem gegenseitigen Kennenlernen und Austausch im Gespräch dienen soll – beginnen sich die alten Grüppchen wieder zu bilden bzw. zusammen zu finden. Eine darüber hinausreichende Kommunikation findet kaum statt.

c) Lebenshilfe

Viele Besucher des *Queergottesdienstes* haben Probleme, die aus ihrer Homosexualität resultieren oder gänzlich anderer Natur sind. Eine Lösung hierfür bietet der Gottesdienst nicht und kann sie wohl auch nicht bieten! Er besitzt Anstoßfunktion, indem er aktuelle Probleme zum Thema macht, die vielen Besuchern »unter den Nägeln brennen«. Ebenso bietet er eine Atmosphäre der Gemeinschaft und (vorübergehenden) Geborgenheit. Die Lösung seiner individuellen Probleme muss daher jeder selbst – im Gespräch mit Gott – finden. Dies gilt sowohl für die Organisatoren des *Queergottesdienstes* wie für seine Besucher.

Auch eine seelsorgerische Tätigkeit findet nicht statt. Es stellt sich die Frage, ob das Team in diesem Zusammenhang künftig mehr leisten kann und will.

3. Fünf Thesen zur Queerliturgie – theologisch-ekklesiologische Deutung auf Basis der Nürnberger Erfahrungen

3.1 Der Queergottesdienst lebt von der gewandelten Form ehrenamtlichen Engagements

a) Der in den vergangenen Jahrzehnten zu beobachtende Wertewandel⁵ hat die Formen des klassischen Ehrenamts verändert. Es gibt keinen Grund für einen ausgeprägten Pessimismus: Partizipatorisches Potenzial ist auch heute vorhanden. Allerdings profitieren davon immer weniger die traditionellen Großorganisationen, zu denen auch die Kirchen zu rechnen sind. Die lockere, netzwerkartige und insgesamt weniger verbindliche Struktur des *Queergottesdienstes* kommt diesem Trend entgegen. Dennoch kann auch das neuartige Projekt *Queergottesdienst* nicht auf den durchaus als klassisch zu bezeichnenden »aktiven Kern« Engagierter verzichten. Die Unterschiede zu traditionellen Gemeinden sind kleiner als erwartet.

b) Eine bohrende Frage bleibt, ob die netzwerkartige Struktur der *Queergottesdienste* dem – zumindest nach Außen formulierten – eigenen politischen Anspruch gerecht wird. Liturgie und Diakonie, Aktion und Kontemplation gehören untrennbar zusammen. Ein Gleichgewicht beider Waagschalen hat sich im Fall der *Queergottesdienste* noch nicht eingestellt. Die Gefahr einer drohenden »Privatisierung«, die sich vom (befreiungstheologischen) Kampf um Emanzipation und Gleichberechtigung in der Kirche allzu vor-schnell verabschiedet hat, muss weiter diskutiert werden.

3.2 Der Queergottesdienst betreibt Sammlung, nicht Gemeindebildung

Der von Bochinger in seiner Studie so genannte »Wanderer mit Spiritualitätsutopie«⁶, wie er sich in den Kirchen, aber neuerdings auch in der Schwu-

⁵ Folgende Wertverschiebungen werden in der Theoriedebatte um sozialen Wandel diskutiert:

- a) Postmaterialismusthese (R. Inglehart): von materialistischen zu postmaterialistischen Werten.
- b) Wertewandels-gesellschaft (H. Klages): von den abnehmenden traditionellen Pflicht- und Akzeptanzwerten zu den expandierenden Selbstentfaltungswerten.
- c) Individualisierungsthese (U. Beck): Die zunehmende Individualisierung geht mit einer gesellschaftlichen Pluralisierung an Lebensformen einher.
- d) Erlebnisgesellschaft (G. Schulze): Traditionelles ehrenamtliches Engagement (z. B. in Parteien, Kirchen oder Gewerkschaften) hat an Anschlussfähigkeit verloren, da es der zunehmenden Erlebnisorientierung in der so genannten »Fungesellschaft« nicht gerecht wird.

⁶ Siehe Anhang.

len Theologie⁷ zeigt, gehört nicht zur Zielgruppe der Queergottesdienste. Die Leute, die hier zusammenkommen, bringen ihre – mitunter sehr tiefe – religiöse Sozialisation bereits mit. Nach dem mehr oder weniger starken »Bruch« durch das Coming-out wird diese im Queergottesdienst fortgesetzt. Der Queergottesdienst lebt – wenn man so sagen will – von religiös-kirchlichen Voraussetzungen, die er nicht selbst geschaffen hat. Dies zeigt sich auch am »mittleren« Altersdurchschnitt mit einer Tendenz »nach oben«. Die Anschlussfähigkeit an den jüngeren Teil der Szene ist sehr gering. Der Queergottesdienst betreibt stärker Sammlung überzeugter schwuler Christen und lesbischer Christinnen, die eine Ergänzung zum Angebot traditioneller Gemeinden suchen, als eigene Gemeindebildung.

3.3 *Der Queergottesdienst ist Ausdruck einer »Verszenung der Kirche«*

a) Szene ist nicht nur ein Thema der »gay community«. Gegenwärtig findet eine *Verszenung* des kirchlichen Lebens statt.⁸ Immer mehr Menschen verlagern die Bedürfnisse, für die einst die Parochie zuständig war, auf selbstgewählte Orte und Zusammenhänge, in denen sie ihren Glauben leben. Parochie: Das ist die territorial abgegrenzte Kirchengemeinde, zu der jedes Kirchenmitglied automatisch gehört, das in einem bestimmten Dorf, einem bestimmten Ort oder in einem bestimmten Stadtteil wohnt.

b) Die neuen Gruppen werden von vielen als »ihre Gemeinde« betrachtet – unabhängig davon, ob jemand formell Kirchenmitglied ist oder nicht, und ebenfalls unabhängig davon, ob sich die Gruppe selbst als »Gemeinde« versteht oder nicht. Auf den *Queergottesdienst* bezogen, stellt sich die Frage: Kann der *Queergottesdienst* ausschließlich begrenzt als Gottesdienstprojekt verstanden werden, wie es die Veranstalter/das Queergottesdienstteam⁹ beabsichtigen, wenn die Mehrheit der Mitfeiernden selbst das Angebot eher als Gemeinde begreift? – Noch nicht beantwortet ist an dieser Stelle die Frage, was die einzelnen Szenen innerhalb der Kirchen verbindet und auch tatsächlich zu einer Kirche zusammenwachsen lässt.

⁷ Ein Ausdruck dieser Tendenz ist U. Mattmann, *Coming In. Spiritualität für Lesben und Schwule*, München 2002.

⁸ Vgl. C. Bochinger, S. 34-36.

⁹ In Nürnberg hat das Vorbereitungsteam die ausdrückliche Vorentscheidung getroffen, ausschließlich einen Abendmahlsgottesdienst im Rahmen der kirchen- und liturgierechtlichen Strukturen der örtlichen Landeskirche zu gestalten, aber keine eigene »Gemeinde« aufzubauen.

3.4 *Der Queergottesdienst ist konfessionell und liegt dennoch quer zu den Konfessionen*

a) Innerkirchlich zeigt sich der Trend zu einer individuellen Beschränkung der Beteiligung am kirchlichen Leben.¹⁰ Viele Menschen begrenzen ihre spirituellen, religiösen oder liturgischen Aktivitäten auf ganz bestimmte Ereignisse (das ist nicht unbedingt der »typische« einmalige Gottesdienstbesuch an Weihnachten!), zum Beispiel ein ganz bestimmtes Wallfahrtsereignis, regelmäßig wiederkehrende Tagungen in kirchlichen Bildungshäusern oder besondere Gottesdienste, die nicht mehr an die wöchentliche Sonntagsfeier gebunden sind.

b) Ein Punkt ist gerade vor dem ersten Ökumenischen Kirchentag in Berlin interessant: In den *Queergottesdiensten* entwickelt sich ein ökumenisches Abendmahls- und Eucharistiebewusstsein, das sich von den amtskirchlichen Debatten im Vorfeld des Kirchentages schon weit entfernt hat.¹¹ Pointiert gesagt: Während die Kirchenleitungen noch diskutieren, haben Christinnen und Christen hier einfach damit begonnen, gemeinsam Abendmahl zu feiern, ohne dass bereits alle theologischen Fragen geklärt wären. Der *Queergottesdienst* hat die Frage, über die kirchlich und theologisch immer noch heftig gestritten wird, für sich beantwortet: Abendmahlsgemeinschaft ist schon heute Zeichen und zugleich Bestärkung der Einheit; sie steht nicht erst am Ende der vollen Kirchengemeinschaft. Das praktizierte Abendmahlsbewusstsein, das sich aus einem Gefühl christlich-spirituelle Verbundenheit untereinander speist, ist bisher noch nicht durch ein geklärtes ökumenisches Abendmahls- und Eucharistieverständnis gedeckt. Aber das ist *auch* gut so. Denn die *Queergottesdienste* könnten sich als ein Weg dorthin erweisen. Die Reflexion erwächst aus der Gemeinsamkeit im Feiern.

c) Dennoch – und das ist wichtig zu betonen – bleibt der Nürnberger *Queergottesdienst* nach einer Vorentscheidung im Vorbereitungsteam konfessionell eindeutig gebunden (und ist nach dem Verständnis der Organisatoren auch keine Basisgemeinde im strengen Sinne des Wortes). Damit ist ein klar benannter kirchenpolitischer Anspruch auf Veränderung konkreter Kirchenstrukturen verbunden. Die gemeinsame Feier des Gottesdienstes macht konfessionelle Bindung nicht überflüssig. Diese wird als gegenseitige Bereicherung erfahren. Für viele Mitfeiernde ist die eindeutige, aber einladend-offene konfessionelle Bindung der Gottesdienste wichtig und entspricht ihren religiösen Bedürfnissen.

¹⁰ Vgl. C. Bochinger, S. 35 f.

¹¹ In Nürnberg wird in ökumenischer Offenheit evangelisch-lutherisches Abendmahl gefeiert; auftretende Differenzen – so ist festzustellen – liegen quer zu den Konfessionen. Während des CSD-Gottesdienstes hat bereits mehrfach eine lutherisch-alkatholische Interzelebration stattgefunden.

3.5 *Der Queergottesdienst ist Ausdruck einer Individualisierung religiöser Beteiligung*

Innerkirchlich ist zu beobachten, wie sich – bemerkenswerterweise gerade bei kirchlich Engagierten – Netzwerke alternativer Spiritualitätsformen entwickeln. Der traditionelle »amtskirchliche« Anspruch der »einen Gemeinde vor Ort für alle« wird zunehmend zur Fiktion (die deutschen Kirchen sind hier eher »Nachzügler«).¹² Die städtischen Ballungsräume mit dicht beieinander liegenden Gemeinden und oft nur schwer durchschaubaren Pfarrgrenzen sind hier erwartungsgemäß Vorreiter. Die *Queergottesdienste* dürfen nicht allzu vorschnell, wie die vorstehenden Thesen klar gemacht zu haben, zu einer spirituellen Avantgarde in der Kirche »verklärt« werden. Dennoch ist der *Queergottesdienst* ein weiterer Beleg für die innerkirchliche Differenzierung der pastoralen Strukturen.

4. *Widerspruch, Einspruch, Zuspruch ... – Perspektiven aus der Workshopt Diskussion*

a) Netzwerkartige Initiativen werden innerhalb der großkirchlichen Organisation und seitens der Kirchenleitungen weniger zur Kenntnis genommen als feste »Gemeindebildungen«. Dies schafft Freiräume. Gleichzeitig muss eine Klärung des eigenen politischen Anspruchs weiter verfolgt werden, um eine nicht gewollte Ghettobildung zu verhindern. Der Anspruch muss den eigenen Möglichkeiten entsprechend realistisch formuliert werden (unter Achtung des Wunsches nach »Privatsphäre« auf Seiten der Gottesdienstgemeinde). Auf jeden Fall gehört zu einer Liturgie, die sich diakonal versteht, dass sie nach Außen sichtbar ist (z. B. durch Pressearbeit, Teilnahme am Leben der Gastgemeinde).

b) Das Vorbereitungsteam in Nürnberg hat Vorentscheidungen getroffen (z. B. bei der liturgischen Gestalt, der Einbindung in die vorgefundene Struktur der Landeskirche/des Dekanates). Dies trifft nicht die Erwartungen aller christlichen »Queers«. Der Kongress insgesamt hat gezeigt, wie groß hier die Bandbreite theologischer Positionen und kirchlicher Erwartungen ist. Queerliturgie ist nicht homogen. Oder anders formuliert: Die Versammlung des Queergottesdienstes ist homosexuell, aber nicht homogen. Dies wurde auch noch einmal in den Rückmeldungen deutlich, die im Anschluss an den Workshop folgten. Es können nicht alle bestehenden unterschiedlichen Erwartungen harmonisiert werden, aber die Vorentscheidungen der Organisatoren sollten klar benannt und transparent gemacht werden. Eine »Gemein-

¹² Vgl. C. Bochinger, S. 41-43.

deversammlung« kann hilfreich sein für den Ausgleich zwischen Team- und Gemeindegewünschen.

c) Der Umgang mit dem Abendmahl, der einen sehr intimen Bereich der eigenen Religiosität berührt, sollte weiter beobachtet werden. Die Feier des Abendmahles findet in einer bestimmten konfessionellen Tradition statt (hier lutherisch), gleichzeitig sollten unterschiedliche Abendmahlsauffassungen in gegenseitigem Respekt geachtet werden (z. B. Abendmahlselemente nach dem Gottesdienst in der Kapelle im kleinen Kreis konsumieren, nicht bei der Agape verzehren, wenn dies bei katholischen Teilnehmern Befremden auslöst).

d) Ein Teilnehmer sagte, dass der Queergottesdienst entgegen seinen Erwartungen gar nicht so verschieden ist von übrigen landeskirchlichen Gemeindeerfahrungen. Die lockere Netzwerkstruktur birgt Chancen und Risiken. Einer ihrer Vorteile liegt in der Offenheit für andere Gruppen, die sich an den Gottesdienst anschließen können (in Nürnberg z. B. »Zwischenraum« oder die HuK-Regionalgruppe). Auf Dauer wird sich ein Mehr an Verbindlichkeit wahrscheinlich nicht ausschließen lassen, um dem Projekt Bestand zu verleihen.

e) Ein weiterer Punkt hängt mit der Netzwerkstruktur zusammen: Die Organisationsstruktur »schläft« zwischen den monatlichen Gottesdiensten. Beim anschließenden Beisammensein ist eine »Grüppchenbildung« feststellbar; die Teilnehmerinnen und Teilnehmer bleiben in ihren angestammten Gruppen, in denen sie beheimatet sind und mit denen sie in der Regel auch gemeinsam zum Gottesdienst kommen. Daher sollten Formen entwickelt werden, wie »Neue« begrüßt und willkommen geheißen werden können (dies allerdings unaufdringlich und nur nach Wunsch des oder der Einzelnen).

Der Queergottesdienst ermöglicht Begegnung in zwei Richtungen: Kirchenbindung ist stark emotional geprägt, Konversion wird daher immer ein Minderheitenphänomen bleiben. Aber gerade angesichts dieser Diagnose ist der Queergottesdienst ein wichtiges Angebot. Er bietet großkirchlich gebundenen Schwulen und Lesben die Möglichkeit, ihren Glauben selbstbewusst im Raum der Kirche zu leben. Er ist damit gleichzeitig ein Weg, Kirche zu gestalten und auf Dauer zu verändern. Schwul-lesbische Christinnen und Christen werden zu Subjekten ihres Glaubens. Etwas Anderes kommt aber noch hinzu: Der Queergottesdienst ist sowohl Teil der Kirche als auch der Szene. Er holt die Themen Religion und Glaube in die Szene hinein, also in einen Raum, wo über religiöse Themen kaum gesprochen wird. Wie im Umfeld des Nürnberger Gottesdienstes deutlich zu sehen war, erzeugt der Queergottesdienst innerhalb der »gay community« Anschlusskommunikation und ermöglicht die Gemeinschaftsbildung schwul-lesbischer Christinnen und Christen. Zusammengefasst lässt sich sagen: Queergottesdienste sind sozialpastorale und missionarische Projekte in der Kirche wie in der Szene.

5. Anhang

An dieser Stelle sollen – um das religionssoziologische Bild zu vervollständigen – die übrigen Profile religiöser Orientierung¹³ vorgestellt werden:

a) Der »Kerngemeindefromme«

»Hallo, ich bin T. Ich habe gehört, daß Ihr Euch hier in Berlin Gedanken über das Thema Kirche machen wollt. Bevor ich Euch erzähle, was ich damit verbinde, will ich mich kurz vorstellen.

Ich bin vor kurzem 30 geworden. Inzwischen wohne ich in E. bei Erlangen und arbeite als Angestellter in einer Bank. Ach ja, im vergangenen Jahr habe ich geheiratet.

Kirche: Das ist für mich vor allem Gemeinde. Ich bin übrigens katholisch. Meine Familie, aus der ich komme, war nicht übermäßig fromm, aber der regelmäßige Gottesdienstbesuch gehörte für uns immer dazu. Schon als Kind ging ich fast jeden Samstag abend mit meinen Eltern zur Vorabendmesse in die Kirche. Ich weiß zwar nicht genau warum, aber dieses allwöchentliche »Ritual« hat mir gut gefallen. Der Rest ist schnell erzählt und eigentlich nichts Besonderes: Erstkommunion in der dritten Klasse – danach wurde ich Ministrant – Mitglied in der Pfadfindergruppe – Firmung.

Schließlich wurde ich selbst Gruppenleiter. Es kamen immer mehr Aufgaben dazu: Ich wurde von meinem Pfarrer gefragt, ob ich nicht für den Pfarrgemeinderat kandidieren wollte. So wurde ich Jugendvertreter im PGR. Außerdem engagierte ich mich in der katholischen Stadtjugendleiterrunde. Im Sommer haben wir immer ein riesiges Zeltlager veranstaltet.

Meinen Freundeskreis habe ich in der Jugendarbeit gefunden. Das war eine tolle Clique. Wir haben auch privat Vieles übernommen. Ich bin da so hineingewachsen und habe immer mehr Verantwortung übernommen. Eines ergab das andere. Es hat unheimlich viel Spaß gemacht, Verantwortung zu übernehmen. Und vor allem habe ich viel dabei gelernt, auch für meinen heutigen Beruf.

Wenn ich heute zur Kirche gehe, dann in meinem Stadtteil. Seit meine Frau und ich dorthin gezogen sind, haben wir viele Kontakte schließen können. Auch heute engagiere ich mich weiterhin in der Gemeinde: Ich bin Mitglied im Pfarrgemeinderat und arbeite im Öffentlichkeitsausschuss mit, der regelmäßig den Pfarrbrief herausgibt. Daneben sind meine Frau und ich Mitglied in einem Familienkreis der Gemeinde.«

¹³ Vgl. hierzu weiter oben Anm. 4.

b) Die »Kasualienfromme«

»Grüß Gott, darf ich mich kurz vorstellen? Ich bin M. aus Nürnberg, 49 Jahre. Ich arbeite als Lehrerin an einem Gymnasium.

Ja, was bedeutet Kirche für mich? Ich bin wohl evangelisch, aber zu welcher Gemeinde ich eigentlich gehöre, weiß ich gar nicht. Wenn ich noch zum Gottesdienst gehe, dann in die Stadtkirche – allerdings höchstens ein- bis zweimal im Jahr, auf jeden Fall aber an Weihnachten. Ohne Gottesdienst ist es kein richtiges Weihnachten; das gehört einfach dazu. Aber was der Papst sagt, teile ich nicht.

Zur Kirche habe ich keine großartige Verbindung, aber austreten kommt für mich nicht in Frage. Die Kirche macht ja mit der Kirchensteuer auch viel Soziales. Und auf eine kirchliche Beerdigung will ich später nicht verzichten müssen. Es ist es doch sicherer zu wissen, dass man irgendwie noch dazugehört. Vielleicht brauche ich die Kirche ja einmal stärker als heute.

Als ich damals geheiratet habe, sind wir selbstverständlich in die Kirche gegangen. Das muss schon sein, so eine Hochzeit mit weißem Kleid, Orgel und Gottesdienst. Es war ein schönes Fest, das muss ich sagen, auch wenn ich inzwischen wieder geschieden bin.

Ich erinnere mich gerne an die Gottesdienste in meiner Kindheit. Irgendwie war das schon ein festliches Gefühl, wenn Oma und Opa mich zum Gottesdienst mitnahmen.

Heute ist allerdings Vieles anders geworden: die neuen Lieder, die bunte Stola der Pfarrerin über ihrem Talar, die Kinderpredigten im Familiengottesdienst ... – Da kann ich mich irgendwie nicht d'ran gewöhnen. Ich weiß nicht, ob diese Änderungen alle gut sind.«

c) Der »nicht-plurale Traditionalist«

»Hallo! Ich bin B., 27 (na ja, inzwischen fast 28) aus Fürth. Ich studiere BWL. – Kirche: Das war für mich gestorben. Mit diesem Laden wollte ich nichts mehr zu tun haben, so dachte ich.

Bis ich einmal den »Gottesdienst mit Biss« kennengelernt habe. Ein Kommilitone, den ich aus einer Lerngruppe kannte, hat mich mitgenommen. Er hat so geschwärmt, dass ich nicht widerstehen konnte, obwohl ich mich zunächst gesträubt habe. Eigentlich wollte ich mir das Ganze nur einmal kurz ansehen. Aber das war ganz anders, als ich Kirche bisher kannte.

Alle waren unheimlich nett zu mir. Ich habe mich gleich einbezogen gefühlt. Es herrschte eine sehr lockere Atmosphäre. Aber viel wichtiger ist: Die Leute sind wirklich von dem überzeugt, was sie sagen. Sie haben keine Hemmungen, über ihren Glauben zu sprechen. Und sie machen keine faulen Kompromisse.

Was Jesus von uns will, steht in der Bibel. Wir treffen uns jeden Montag im Hauskreis, um darüber miteinander zu sprechen. Wir treffen uns jedes Mal bei einem anderen von uns und beginnen mit einem gemeinsamen Abendessen. Vieles, was ich vorher für wichtig gehalten habe, sehe ich jetzt in einem anderen Licht. Die vielen Partys, die Disko ... – da bin ich doch nur vor mir selber davongelaufen.

Doch etwas fehlt noch: Momentan lebe ich allein. Ich hoffe, dass ich eine Partnerin finden werde, mit der ich meinen Glauben teilen kann.«

d) Die »spirituelle Wanderin mit Spiritualitätsutopie«

»Hallo! Euer Thema, mit dem Ihr Euch an diesem Wochenende beschäftigt, finde ich spannend. Kann ich mich kurz vorstellen? Ich heiße M., wohne in B., einer kleinen Stadt in Oberfranken, bin 35 und lebe mehr oder weniger offen lesbisch. Ich arbeite als Krankenpflegerin. Die meisten meiner Kolleginnen wissen inzwischen Bescheid. Ich komme aus einer katholischen Familie.

Christlich war ich schon immer irgendwie, aber kirchlich .. Nein! Das ist mir zu eng: nur Regeln und Verbote. Die Kirche redet immer nur von Sünde und moralisiert ständig. Doch selbst nehmen sie ihre eigenen Regeln nicht ernst, das ist scheinheilig.

Viel wichtiger als irgendeine Morallehre ist mir die persönliche Erfahrung. Glauben heißt für mich, Vieles auszuprobieren. Das kann ich nicht in der normalen Gemeinde, wo alles in denselben Bahnen abläuft wie vor dreißig Jahren.

Ich besuche oft Meditationswochenenden. Das ist mir wichtig. Dort erlebe ich eine Spiritualität, die mir mehr bringt als jeder Sonntagsgottesdienst in der Pfarrei. Die Kirche interessiert mich immer weniger, seit ich meinen eigenen spirituellen Weg gefunden habe.«

Marcus Weible, Queergottesdienstteam Nürnberg. Zuletzt Veröffentlichung in der WERKSTATT 4/2002 »Die Kirche als Arbeitgeber – eine Bestandsaufnahme im Spiegel lesbisch-schwuler Interessen«.

Kontaktadresse: Martin-Mauerer-Weg 4, D-93053 Regensburg.

Axel B. Kunze, Queergottesdienstteam Nürnberg. Zuletzt Veröffentlichung in der WERKSTATT 4/2002 »Ein Pfarrer auf der Bühne. Priesterpoker«.

Kontaktadresse: Postfach 18 69, D-96009 Bamberg.